

JULIANE KÄPPLER
Love Me Like It's Yesterday

**JULIANE
KÄPPLER**
**Love Me
Like It's
Yesterday**

Roman

Lübbe



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Copyright © 2024 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Vervielfältigungen dieses Werkes für das
Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten.

Textredaktion: Regine Weisbrod, Konstanz
Umschlaggestaltung: © SO YEAH DESIGN, Gabi Braun
Umschlagmotiv: © shutterstock: Gannvector | Lana Brow
Satz: two-up, Düsseldorf
Gesetzt aus der Cardo
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7577-0091-1

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

Endgame

FlirtForceOne @ MakeHerYours 10. Mai 2024

Cooler Move, die Kraft der Authentizität beim Dating zu pushen. Schaut allerdings aus, als gäbe es auf deinem Kanal Veränderungen. Lohnt ein Blick auf andere Ansätze?

FlirtForceOne @ MakeHerYours 17. Mai 2024

Hab deine neueste Folge gecheckt. Das Zuhören beim Kennenlernen ist schon mega wichtig! Könnte aber interessant sein, andere Vibes zu erkunden, die heute noch mehr ziehen. BTW, echt schade, dass einige deine Tipps nicht feiern.

@SnickersSniper Anders gesagt Das war wieder ein Tipp aus dem Mittelalter. 🤔

@DanTheMan Ich glaube ja, der Typ geht nicht vor die Tür. Frag mich, warum ich so lang dabei war. Verschwendung von Lebenszeit. 👎

@Simon7703 *Make Her Yours*, so heißt der Kanal? Besser wäre *Make Her Run*. Der Typ hier lost voll ab gegen dich, Flirt Force One. Mega Show!

FlirtForceOne @ MakeHerYours 24. Mai 2024

Deine Tipps zur Kommunikation per WhatsApp sind klasse. Bin aber unsicher, ob sie in der Praxis funktionieren. Wär ein Live-Format interessant für kommende Streams?

@MakeHerYours ✅ Wie wär's, wenn du deinen Kanal rockst und ich meinen?

@FlirtForceOne Sorry, falls das rüberkam, als würde ich dich angreifen.

FlirtForceOne @ MakeHerYours 31. Mai 2024

Schönes Thema! Selbstwahrnehmung und Selbstakzeptanz. Denk trotzdem mal über das Live-Format nach, um das Ruder rumzureißen. Wir können dazu gern zoomen.

@MakeHerYours ✓ Du meinst, ich soll's machen wie du? Sorry, nicht mein Niveau.

@FlirtForceOne What? Nicht dein Niveau? Warum wirst du beleidigend?

@Simon7703 Er stirbt lieber niveauvoll. In einem Jahr ist er Geschichte.

@RedMask Ist doch ganz einfach: Wir brauchen einen Beweis, dass der ganze Kram, den er uns hier erzählt, echt funktioniert.

@NotSoNiceGuy-235 Beweis kriegen wir nie von dem. Bin weg. 🙄

FlirtForceOne @ MakeHerYours 1. Juni 2024

Hab die mega Idee für deinen Kanal: Ich suche eine Frau aus, deren Nummer du dir holst. Du schreibst mit ihr und flirtest auf deine Weise. Den Beweis, dass sie auf dich steht, lieferst du, indem du euren Chat veröffentlichst. Was hältst du davon?

@MakeHerYours ✓ Gar nichts. Davon abgesehen Du suchst die Frau aus? Denkst du dabei an deine Freundin oder Schwester?

@FlirtForceOne Ne, aber ist ne gute Option zu zeigen, was du draufhast.

@ToxicSam07 er kann sich doch auch selbst ein chick aus-suchen

@Simon7703 Ne, dann könnte er einen Fake-Account nutzen.

@RedMask Ich kenn eine Lady, die passen könnte.

FlirtForceOne @ MakeHerYours 2. Juni 2024

Was ist mit dem Kommentar von RedMask? Wäre das eine Option?

@MakeHerYours ✓ Klären wir das per PN.

@Simon7703 Übrigens: Wenn du ablost, solltest du deinen Kanal schließen.

FlirtForceOne @ MakeHerYours 3. Juni 2024

Hab über den Vorschlag von Simon7703 nachgedacht. Damit es fair bleibt, würde ich das gleiche Risiko eingehen und meinen Kanal schließen, falls du Erfolg hast.

@MakeHerYours ✓ Vom ganzen Irrsinn abgesehen ist der Einsatz übertrieben. Wie wäre es hiermit: Wenn ich Erfolg habe, machen wir zusammen einen Livestream auf deinem Kanal. Im anderen Fall findet die Show bei mir statt.

@Simon7703 Muuhaa! Unser mega Experte hat kalte 🦶 bekommen.

@RedMask Der Letzte macht das Licht aus, okay?

MakeHerYours @ FlirtForceOne 4. Juni 2024

Also gut. Wenn ich Erfolg habe, machst du Flirt Force One dicht. Wenn ich verliere, ist Make Her Yours Geschichte.

@FlirtForceOne Deal!

Huschdutzeln

[ˈhuʃˌdʊtsəlŋ] Verb.

In den Zustand immerer Unsicherheit oder Irritation geraten, ausgelöst durch eine überraschend eintretende Situation oder eine plötzlich auftretende Person.

Freitagabend, und ich habe ein Date. Mit Giovanni. Giovanni ist Italiener und fünfundneunzig Jahre alt. Vor zwei Wochen fehlte ihm noch ein Bein, aber optisch ist er nun wieder fit. Jetzt wartet er nur noch darauf, dass ich seinen Charme wiedererwecke. Giovanni hat Klasse, Stil und sehr viel Geduld. Ich hingegen bin alles andere als geduldig. Ich will loslegen und werde immer unruhiger, als mein Azubi Aurelius mir zuerst lang und breit erzählt, was er in der letzten Stunde zusätzlich erledigt hat, und dann, warum er am Montag, wenn überhaupt, erst nachmittags anfangen kann.

»Je nachdem, wie das Game am Sonntag läuft«, erklärt er mir. »Also, kann schon sein, dass mein Team die ganze Nacht spielt. Dann müsste ich halt Schlaf nachholen. Wär doch okay, oder?«

»Passt schon. Viel Erfolg!«, sage ich schnell, um ihn loszuwerden.

»Jo! Diesmal wollen wir die Finals unbedingt gewinnen, und dann im August ab nach Hamburg, die Spring-Finalisten plattmachen, den deutschen Meistertitel holen und in die Euro-League aufsteigen.«

Ich nicke verständnisvoll, obwohl ich fast nur Bahnhof verstehe. Es geht um ein Spiel namens *League of Legends*, in dem Aurelius und sein Team, das sich *Dragons of Destiny* nennt, vir-

tuell losziehen, um anderen Teams die Hütte einzurennen, wobei sie aufpassen müssen, dass ihre eigene Hütte stehen bleibt.

Aurelius holt sein Handy aus der Tasche seiner Latzhose, hält es hoch und wackelt damit. »Wenn ich mal ganz kurz ...«

Ich schüttele den Kopf und nicke zur Tür hin. Das Handy kann er meinetwegen im Hof benutzen, am besten erst auf der Straße. Bei mir hier drinnen ist es tabu.

»Och, Digger, Sie sind echt kompromisslos!«, brummelt er und schlurft zur Tür.

Durch die Fensterfront beobachte ich, wie er draußen im Hof die Kopfhörer aus seinem Rucksack holt und aufsetzt.

Aurelius lernt im zweiten Jahr bei mir. Er ist ein netter Kerl, hilfsbereit und aufmerksam. Er möchte aber tausendmal lieber *League of Legends*-Weltmeister sein und betrachtet die Ausbildung zum Tischler als eine Art Zwischenstation, wo er parkt, bis er im Gaming genug Erfolg hat. Seine Aufgaben erledigt er zwar ordentlich, doch ohne besonderes Interesse. Würde er sich wirklich darauf einlassen, fände er die Arbeit mit Holz nicht nur anstrengend, sondern auch entspannend. Er gäbe dann nicht nur die fünfzig Prozent, mit denen er schon irgendwie über den Tag kommt, sondern all die Kraft, Ausdauer und Körperbeherrschung, die diese Arbeit braucht. Weil Aurelius aber nicht nur das, sondern auch jede Begeisterung fehlt, macht es für ihn keinen Unterschied, ob die Möbel, die wöchentlich in meiner Restaurationswerkstatt ankommen, von IKEA stammen oder aus einem vergangenen Jahrhundert. Und ihre Geschichten sind ihm ebenfalls egal.

Geschichten wie die von Giovanni, ein mehr als zwei Meter langer, italienischer Art-déco-Tisch aus dem Jahr 1929. Unzählige Feste und Zusammenkünfte hat er erlebt. Er hat Familien und Freunde um sich geschart, Speisen und Wein getragen, ausgelassene Gespräche und hitzige Diskussionen über sich ergehen lassen, einen Weltkrieg überstanden.

Das dunkle, kräftig gemaserte Palisanderholz, aus dem er gefertigt ist, gehörte wegen seiner besonderen Farbigkeit zu den ersten Hölzern, die Ende des neunzehnten Jahrhunderts von Übersee nach Europa importiert wurden. Damals wurde es meist ebonisiert, also mit einem Lack überzogen, der es nahezu schwarz glänzen ließ. Dieser Lack fehlt Giovanni noch, denn er war so stark beschädigt, dass ich ihn abschleifen musste. Der Lack ist das Programm unseres heutigen Dates.

Ich hocke mich hin und betrachte einen der vier meisterhaft geschnitzten Windhunde, welche die Platte als Tischbeine tragen. Dass er aus der Konstruktion gebrochen war, sieht man nicht mehr. Zusammen mit den drei anderen sitzt er nun wieder stolz auf dem Sockel.

Im Büro nebenan klingelt das Telefon – ein Geräusch, das ich nach Werkstattschluss routiniert ausblende. Ich schnipse mit den Fingern, denn jetzt ist Showtime!

Links in der Ecke neben der Fensterfront steht meine Stereoanlage. Ihr Radioempfänger ist seit Jahren kaputt, aber ich verwende ohnehin nur das Kassettendeck. Nach kurzem Stöbern entscheide ich mich für Cyndi Lauper und ihr 1983 aufgenommenes Debütalbum *She's so Unusal*. Vor mich hin summend lege ich es ins Deck und spule zum fünften Song – *She Bop*, genau danach ist mir gerade. Als die ersten Töne erklingen, drehe ich die Lautstärke hoch und wippe im Rhythmus des Intros, um mich aufzuwärmen. Dann beginnt Cyndi zu singen, und ich tanze zum Regal, wo ich Pinsel und Lacke aufbewahre. Als ich gerade richtig in Schwung komme, taucht Aurelius wieder auf und bremst mich aus. Auf der Suche nach irgendetwas streift er durch meine Werkstatt.

»Gute Moves, Digger«, ruft er über die Musik hinweg.

Die Arme vor der Brust verschränkt beobachte ich, wie er sucht und sucht. Endlich schnappt er sich seine halb geleerte Coke-Flasche von einer der Werkbänke und trollt sich. Ich

spule das Tape zum Anfang von *She Bop*, starte den Song erneut und groove mich ein. Ein bisschen wippen, ein bisschen swingen, ein bisschen nicken und schnippen, und es wird wieder. Singend und tanzend suche ich nach den richtigen Pinseln, nehme einen schmalen und einen breiten mit weichen Borsten und wende mich den Lacken zu.

»Ähm, sorry! Frau Klippstein?«, tönt es da.

Die Stimme hat den Effekt einer Turntable-Nadel, die abrupt über eine Platte gezogen wird. Kratzig-kreischend bringt sie mich zum abrupten Stopp.

Patrizia, oder besser: Frau von Großeimern, steckt den Kopf zur Werkstatt herein. Sie ist das Oberhaupt der vierköpfigen Familie, die das Nebenhaus gemietet hat. Wenn sie gesprächig ist, erzählt sie mir, dass sie eigentlich Herzogin ist und auf dem Landsitz ihrer Familie wohnen würde, wären ihre Vorfahren durch die Abschaffung des Adelsstands in Deutschland vor einhundert Jahren nicht zum Verkauf gezwungen gewesen. Nun wohnt sie halt bei mir und muss im Amt für Abfallwirtschaft Geld verdienen. Kaum etwas ärgert sie so sehr, wie Frau Großeimern genannt zu werden. Auf das »von« legt sie enormen Wert, auch bei ihren fünfzehn- und elfjährigen Söhnen in der Schule, die nach historischem Adelsrecht eigentlich mit Prinz Ludwig von Großeimern und Prinz Jakob von Großeimern angesprochen werden müssten. Ihr Mann, Herr von Großeimern, hatte früher einen anderen Namen und keine Wahl.

»Könnten Sie die Musik leiser stellen?«, bittet mich Frau von Großeimern. »Ich würde jetzt gern Yoga machen.«

Leise vor mich hin grummelnd gehe ich zur Stereoanlage und regle die Lautstärke ein bisschen herunter. Dass Frau von Großeimern in ihrer Wohnung statt in meinem Garten Yoga machen könnte, verkneife ich mir zu sagen, um das harmonische Miteinander nicht noch mehr aus der Balance zu bringen, als es ohnehin ist.

»Ich danke Ihnen!«, zwitschert sie, obwohl sie mich wahrscheinlich lieber anknurren würde. Sicher ist sie immer noch sauer, weil ich ihr auch in diesem Sommer nicht erlaube, einen Pool aufzustellen. Über den Hof schwirrt sie nach hinten in den Garten, wo ihre Yogamatte schon ausgerollt liegt.

Ich spule den Song zurück und starte ihn ein drittes Mal. Wippen, swingen, mitsummen ... es will nicht mehr so recht. Also schnappe ich mir einen geeigneten Lack und bringe alle Utensilien zur Werkbank, neben der Giovanni wartet. Mit Hilfe eines Schraubenziehers öffne ich die Dose, da ruft jemand: »Hallo? Entschuldigung!«

»Herrgott nochmal, was ist jetzt wieder?«, schimpfe ich und fahre herum.

In der Tür steht ein Typ, den ich noch nie gesehen habe.

Er trägt ein graues Hemd, dessen Ärmel er nach oben geschoben hat, darunter eine schwarze Chino. Am Handgelenk glänzt eine Uhr. In den Fingern hält er eine Sonnenbrille, klappt sie zusammen und steckt sie sich in den Hemdausschnitt.

Endgültig genervt lege ich den Schraubenzieher weg, gehe abermals zur Stereoanlage und drücke die Stopptaste. Das mit der Musik wird heute wohl nichts.

»Wir haben geschlossen«, lasse ich ihn wissen.

Er kommt trotzdem herein. Die Tür schwingt hinter ihm zu.

»Ich suche den Meister«, sagt er.

So, so! Der Meister soll es also sein. Da ist er hier an der falschen Adresse.

Ich blockiere seinen weiteren Weg in mein Reich, halte dabei aber eine gewisse Distanz zu ihm ein und mustere ihn flüchtig. Er ist etwa in meinem Alter, Mitte dreißig also, und das Gegenteil von den Männern, die mir gefallen. Das Gegenteil eines Mannes, der anpacken kann. Zwar ist er größer als ich, was ich mag, aber sehr schlank, ziemlich glatt und offenbar auf Optik bedacht. Seine Kleidung ist nicht von der Stange,

vermutlich auch nicht spontan kombiniert und übergeworfen. Mein Kurz-Check sagt mir, dass er ein Auge dafür hat und Wert darauf legt, dass alles passt. Seine wellig ums Gesicht fallenden Haare sind entweder dunkelbraun oder schwarz. Ein paar Sommersprossen zeichnen seine helle, beinahe blasse Haut. Die Konturen der Wangen sind markant, fast scharfkantig, aber der Mund ist fein geschwungen. Besonders auffällig sind seine Augen. Sie sind mandelförmig und verraten damit, dass er asiatische Wurzeln hat. Wirklich ungewöhnlich sind sie allerdings nicht aufgrund ihrer Form, sondern vor allem wegen ihrer hellen Farbe. Im Licht der Werkstatt weiß ich nicht, ob es ein Blau oder ein Grün ist, sondern nur, dass mich etwas daran stört. Sein Blick hat etwas Durchdringendes, etwas gleichermaßen Beruhigendes wie Aufregendes. Er sieht mich so direkt an, dass ich einen Moment lang nicht weiß, ob ich standhalten oder wegschauen soll. Soll ich etwas sagen, ihn fragen, was er will, oder ihn hinauskomplimentieren?

Mit einem Blinzeln gebe ich mir einen Ruck und überwinde mich zu sprechen. »Hier gibt es nur eine Meisterin, und die steht vor Ihnen.«

»Hey, super!« Er lächelt. »Ich war mir nicht sicher. Möbelrestaurierung und Antik Klippstein, wusste ich nur, Leopoldstraße dreiundvierzig.«

»Da findet man mich.«

»Ich hab ein paarmal angerufen, gerade eben noch einmal. Ich hätte auch eine Mail geschrieben, hab aber keine Website gefunden.«

»Es gibt keine.«

»Website?«

»Auch keine Mailadresse.«

Er schaut sich um. Sein Blick fliegt von Möbelstück zu Möbelstück, dann sieht er mich wieder an. »Das Geschäft läuft trotzdem?«

»Offensichtlich, oder nicht?« Und wie es läuft! Man muss einfach nur machen. Und gut sein in dem, was man tut. Das spricht sich herum. »Ich hab eine Menge treue Kunden und einen Telefonbucheintrag.«

»Sie gehen aber nicht ans Telefon.«

Mit einem Seufzen schiebe ich die Hände in die Ptaschen meiner Latzhose. »Sie sind nicht hier, um mir Werbung oder eine Website zu verkaufen, hoffe ich.«

»Nein, ich bin hier, weil Möbelrestauration Klippstein vier Komma neun Sterne bei Google hat und auch bei Wer-kennt-den-Besten hier in Leipzig ganz vorn ist.«

Von diesen Bewertungen habe ich gehört, aber nie eine gelesen.

»Okay, und was kann ich für Sie tun?«

»Ich habe einen kleinen Apothekerschrank, der dringend restauriert werden müsste. Ich wollte es gerne selbst machen, bin aber zu dem Schluss gekommen, dass ich es wohl besser einem Profi überlassen.«

Für diese Einsicht, zu der viele nicht gelangen und das Möbelstück ruinieren, verdient er immerhin schon einmal Anerkennung.

»Dann lassen Sie uns einen Termin vereinbaren«, schlage ich vor und will meinen Kalender aus dem an die Werkstatt angeschlossenen Büro holen, dankbar für die Möglichkeit, seinem Blick zu entfliehen. »Ich komme gern zu Ihnen und schaue mir das Schränkchen an. Nächste Woche irgendwann?«, rufe ich über die Schulter.

»Ich habe es im Auto«, antwortet er, und ich drehe mich wieder zu ihm um.

Mit dem Daumen weist er Richtung Hof. »Ich hole das Teil schnell, okay?«

Also gut, dann eben so. »Ich schaue es mir draußen an. Wenn es ein hoffnungsloser Fall ist, sparen Sie sich das Schleppen.«

Zügigen Schrittes kehre ich zurück und signalisiere ihm voranzugehen. Stattdessen hält er mir die Tür auf. Als ich mich an ihm vorbeidrücke, wabert mir ein Hauch seines Duftes um die Nase. Er riecht gut. Frisch, würzig, männlich.

Auf dem Weg zum Tor erzählt er, dass er das Schränkchen auf eBay gekauft hat, um es seiner Schwester zur Geburt ihrer Zwillinge zu schenken, gefüllt mit kleinen Gutscheinen, die sie über das Jahr bei ihm einlösen kann. Sein Problem ist, dass die Zwillinge, wie es Zwillinge so an sich haben, zu früh zur Welt kamen und dass das Schränkchen nicht im versprochenen Zustand ist.

Ich finde, das ist eine schöne Geschenkidee, und mache mich innerlich auf das Schlimmste gefasst, was den Zustand und die tatsächliche Herkunft des Schränkchens betrifft. Nachher ist es ein krumm-schiefes Teil aus China, das nie eine Apotheke gesehen hat. Auf der Straße zieht er den Autoschlüssel aus seiner Hosentasche und entriegelt das am Bordstein parkende Auto, einen alten blauen Porsche. Als er den Kofferraum öffnet, der sich da befindet, wo bei gewöhnlichen Autos der Motor ist, und ich einen Blick hineinwerfe, kann ich mir einen Kommentar nicht verkneifen.

»Ein Cafétisch hätte es nicht werden dürfen.«

Er lacht kurz auf. »Es gibt doch Anhänger und Dachgepäckträger.«

Ich beuge mich über den Kofferraum, stütze die Hände auf die Oberschenkel und inspiziere das Apothekerschränkchen. Es ist aus Eichenholz gefertigt, haselnussbraun und fasst vierzehn kleine Schubladen, je sieben in einer der beiden Spalten. Wie es für diese Schränkchen typisch ist, ist es schlicht gehalten. Es gibt keine Verzierungen, keine aufwendigen Schnitzereien oder Schnörkel. Die Holzmaserung ist gut zu erkennen. An schwarzen, halbrunden Metallgriffen lassen sich die Schubladen öffnen. Links und rechts der Griffe befinden sich

schwarzgerahmte Nummern, die darauf schließen lassen, dass die Fächer zweigeteilt sind. Die Nummerierung beginnt oben links bei einundzwanzig und endet unten rechts bei achtundvierzig. Winzige goldene Schrauben befestigen die Griffe und Schildchen. Von denen fehlen insgesamt fünf Stück. Die erste Schublade, die ich aufziehe, reagiert schwerfälliger, als sie sollte. Der schmale Sockel ist an der rechten Ecke eingerissen. Auf zwei Griffen und vier Schubladen sind Kratzer zu erkennen. Eine weitere Schramme sehe ich an der linken Seite.

»Obendrauf ist es auch nicht okay«, höre ich von ihm und richte mich wieder auf.

»Der Korpus und die Schubladenfronten müssten abgeschliffen, der Sockel muss gekittet werden«, erkläre ich ihm. »Wenn alles wieder glatt ist, kommt neue Lasur drauf. Die Schrammen an den Griffen kann ich unsichtbar machen. Die Schrauben würde ich alle ersetzen, damit sie einheitlich sind. Das Holz hat gearbeitet, deshalb klemmen die Schubladen etwas. Ich würde sie minimal abschleifen und bei der Gelegenheit schauen, dass die Seiten noch gut ineinander fassen.«

Er nickt, während sein Blick über das Schränkchen gleitet. Als er mich wieder ansieht, lässt das Sonnenlicht seine Augen, die ich nun eindeutig als grün identifiziere, schimmern wie einen Waldsee. »Also ist es kein hoffnungsloser Fall?«

Abermals strauchle ich innerlich! Ich öffne den Mund, klappe ihn wieder zu, blinzele und versuche es noch einmal. »Das nicht«, bringe ich heraus und sortiere die restlichen Gedanken. »Aber er braucht einiges an Zuwendung. Meine Arbeit ist kein Schnäppchen. Es stellt sich die Frage, ob Sie so viel Geld ausgeben wollen für etwas, das im Prinzip nur eine Geschenkverpackung ist.«

Nachdenklich betrachtet er das Schränkchen im Kofferraum. »Ich mag das Teil.«

Das kann ich nachvollziehen. Es ist ein hübscher Schrank,

schätzungsweise achtzig Jahre alt. Ist es ihm die Investition wert?

»Und meine Schwester steht auf so antiken Kram«, fügt er hinzu. »Ihr Haus ist voll von Möbeln aus dem letzten Jahrtausend. Sie kommt an keinem Trödelmarkt und keinem Antiquitätengeschäft vorbei.«

»Tja dann!« Ich nicke in Richtung Tor. »Sie dürfen es jetzt gern reinschleppen.«

Erleichtert lässt er den Kopf sinken, hebt ihn dann wieder und legt sich die flache Hand an die Brust. »Danke schon einmal.«

Wieder in der Werkstatt bitte ich ihn, das Schränkchen auf eine leere Arbeitsfläche zu stellen.

»Wie lange brauchen Sie dafür?«, fragt er.

»Wie schnell wollen Sie Ihrer Schwester zu den Zwillingen gratulieren?«

»Momentan ist sie noch im Krankenhaus. Nächstes Wochenende wollte ich nach München fahren. Sie und ihr Mann leben dort.«

Nicht ganz eine Woche Zeit habe ich also. Giovanni, den Tisch, bekomme ich heute fertig. In der Werkstatt warten noch Elsbeth, die Biedermeier-Kommode, Martha, die Jugendstil-Vitrine, Gustav, der Gründerzeit-Kleiderschrank, und einige Kleinmöbel, alle ohne Deadline. Die kann ich hintanstellen.

»Mittwochabend, neunzehn Uhr, können Sie das Schränkchen abholen. Ich werde acht bis zehn Stunden brauchen, pro Stunde berechne ich neunzig Euro, inklusive Materialkosten, zuzüglich Umsatzsteuer.«

Er zuckt nicht einmal mit der Wimper und reicht mir die Hand. »Okay, tausendzweihundert also. Haben wir einen Deal?«

Ein Lächeln spielt um seine Lippen, und in seinen Augen blitzt etwas auf, das mich zum dritten Mal verunsichert. Als ich seinen Händedruck erwidere, spüre ich die Wärme seiner tro-

ckenen, weichen Handfläche. Sie ist frei von Schwielen, wie sie meine Hände von der Arbeit davontragen.

Nach einem »Abgemacht« will ich meine Hand zurückziehen, doch er hält sie einen Moment länger fest.

»Ich bin Taro.«

»Juno.«

Er lässt meine Hand los. »Kann ich ... ist das Du okay?«

Ich zögere und nicke dann.

»Kann ich dir meine Telefonnummer dalassen, falls du Rückfragen hast oder es doch später als Mittwoch wird?«

Zwar wird weder das eine noch das andere passieren, aber gut. Ich nehme einen Skizzenblock und einen Bleistift und reiche ihm beides. »Schreib sie auf!«

Er zieht die Brauen zusammen, schaut erst auf den Block und mich dann wieder an. »Speicher die Nummer doch gleich im Handy? Ich rufe dich einfach an und ...«

»Ich hab keins.«

»Kein Handy?« Er wirkt noch verwunderter. Es ist die übliche Reaktion, der die übliche Frage folgt. »Kein Smartphone oder ...?«

»Gar kein Mobiltelefon. Auch kein Tablet oder etwas in der Art.«

»Wie erreiche ich dich dann, falls mir noch etwas einfällt?«

»Über das Werkstatttelefon, wenn ich hier bin. Wenn ich nicht rangehe, hinterlässt du eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter. Die Nummer hast du ja.«

Er lässt seinen Blick noch ein paar Sekunden lang auf mir ruhen. Dann notiert er seine Telefonnummer auf dem obersten Blatt des Blocks und schreibt seinen Vornamen darüber. Ich bitte ihn, für die Rechnung auch seine Anschrift zu notieren. Er tut es, gibt mir Block und Stift schließlich zurück. Ich lege beides auf den Apothekerschrank.

»Dann bis Mittwoch, Juno.« Er geht und dreht sich in der

Tür noch einmal um. »Du tust mir einen mega Gefallen! Und ich bin gespannt auf das Ergebnis.«

Ehe mir eine Reaktion darauf einfällt, geschweige denn über die Lippen kommt, ist er auf dem Hof. Ich beobachte, wie er eine Hand in die Hosentasche schiebt, im Gehen kurz in den Himmel schaut, über den ein Flieger im Landeanflug rauscht, und dann um die Ecke zur Einfahrt verschwindet.

Einen Moment lang ist mir, als hätte er seinen Blick hiergelassen. Dieser Mann, Taro, hat mich angesehen, offen und klar, unverwandt und unentwegt, ohne zu starren. Die meisten Menschen schauen im Gespräch immer einmal anderswohin, zu Boden, zur Seite, ins Leere, als müssten sie sich sammeln, um den Blickkontakt wieder aufzunehmen und pflegen zu können. Das hat er nicht getan und mich dazu gebracht, es ebenfalls zu lassen, ebenfalls bei ihm zu bleiben. Noch nie habe ich das erlebt.

In mir drin echot mein Name oder, besser gesagt, seine Stimme und wie er meinen Namen wiederholt hat. *Bis Mittwoch, Juno*. Er hat keinen Kommentar abgegeben, nicht gesagt, wie ungewöhnlich mein Name ist, oder gefragt, ob ich nach dem Monat benannt wurde. Er hat einfach nur *Juno* gesagt, und das hat aus seinem Mund extrem gut geklungen.

Gedankenverloren schlendere ich zur Stereoanlage und starte *She Bop* von vorn. Es braucht nur drei, vier Sekunden, und meine Hüfte wackelt im Takt, meine Füße beginnen zu tippeln, meine Finger schnipsen, meine Schultern zucken. Dann tanze ich hinüber zu Giovanni, dem Tisch, mache einen letzten Satz, um davor zu landen, schnappe mir ein Tuch und wische die Tischplatte ab. Dabei singe ich mit:

»She bop, he bop, we bop, I bop, you bop, they bop, be bop, be bop, a lu bop.«

Beim zweiten Chorus, als ich den Pinsel in den Lack tunke, grinse ich von Ohr zu Ohr.

Nach und nach lackiere ich die Tischplatte, die Windhunde und den Sockel. Irgendwann spielt der letzte Song des Tapes. Während sich die Stille in meiner Werkstatt ausbreitet, schwindet draußen im Hof das letzte Tageslicht.

Kurz vor elf reinige ich die Pinsel an einem Tuch und stelle sie in ein Glas mit Lösungsmittel. In der Dose ist nur noch wenig Lack, den ich vielleicht brauche, wenn ich an kleinen Stellen nachbessern muss. Als alle Utensilien an ihrem Platz sind und es für mich nichts mehr zu tun gibt, muss ich an meine Reaktion auf diesen Mann denken, der mir das Schränkchen gebracht hat. Ich weiß nicht genau, was es war, das mich in manchem Moment so aus dem Konzept gebracht hat. Verhuscht wie ein Hase im Scheinwerferlicht und verdutzt wie ein Kind bei einem Zaubertrick habe ich ... Was habe ich? Was war das? Grübelnd tauche ich tief in meinen Wortschatz, finde aber kein Wort dafür. Dann, plötzlich, ein Aha!

Huschdutzeln! Das war es. Ich habe huschgedutzelt.

Grinsend gehe ich zur Werkbank, unter der die Kiste mit den Astquerschnitten steht, nehme mir eine Scheibe heraus und schließe den Brandkolben an den Strom. Als er sich aufgeheizt hat, brenne ich das neue Wort, huschdutzeln, Buchstabe für Buchstabe ins Holz, notiere darunter den Monat und das Jahr. Fertig damit greife ich mir Hammer und Nagel und schlage das Brettchen an die Wand über dem Arbeitsplatz, wo schon etwas mehr als sechzig beschriftete Astquerschnitte hängen. Der älteste ist zweiunddreißig Jahre alt.

Nun gibt es wirklich nichts mehr zu tun. Und auch nichts mehr zu überdenken. Auf dem Weg über den Hof strecke ich mich und lockere die Muskeln. Ich schließe das Tor, schlendere zurück und verriegele meine Werkstatt von innen. Nachdem ich das Licht ausgeknipst habe, gehe ich die schmale Treppe hinauf in meine Wohnung.

Emodulie

[emo'doli:] Nomen, feminin.

Zwischenmenschlicher Zustand, in der emotionale Intimität und physische Nähe ohne die festen Grenzen einer traditionellen Beziehung oder die Heimlichkeit einer Affäre erlebt werden.

Am Montagabend ist es Zeit für den Abschied. Ich lege die Hand auf Giovannis Tischplatte, die wieder wie neu glänzt, und trete dann zurück, um Konstantin und seinem Gehilfen nicht im Weg zu stehen. Konstantin ist schon viele Jahre für die Werkstatt unterwegs. Er war es bereits, als mein Opa noch hier war. Opa war Herzblut-Tischler und hat vor allem neue Möbel gebaut oder Türen und Fenster nach Maß hergestellt. Fürs Restaurieren hatte er kaum Zeit und auch keine Lust darauf. Als ich vor zehn Jahren, damals sechsundzwanzig, mit meinem Meisterbrief frisch in der Tasche zurück nach Leipzig gekommen bin, hat er mir die damals wenigen Restaurationsaufträge überlassen. Vor sieben Jahren ist er in den Ruhestand gegangen, ich habe das Geschäft übernommen und mich mit seinem Segen auf die Restauration spezialisiert. Bis vor drei Jahren haben Opa und ich zusammen hier gewohnt, er über der Werkstatt, ich im Nebenhaus. An einem Nachmittag im September hatte er einen Herzinfarkt und ist Oma gefolgt, die schon vor elf Jahren von uns gegangen ist.

Konstantin breitet den Filz aus und hüllt den ersten Windhund ein. Nach und nach verschwindet Giovanni unter dem schützenden Material, das Konstantins Gehilfe mit Tape schließt. Den Namen des Mannes kenne ich nicht, da er schon

wieder ein anderer ist – Konstantin ist da flexibel, und um selbst nicht durcheinanderzukommen, nennt er die aktuelle Aushilfe einfach *seinen Helden*. Pragmatisch wie ich bin, habe ich das übernommen.

Nachdem auch die Luftpolsterfolie sitzt, heben die Männer den Tisch an und tragen ihn durch die Tür, deren beide Flügel ich vorsorglich geöffnet habe. Ich folge ihnen bis auf die Straße und schaue zu, wie sie die Muskeln spielen lassen, um Giovanni vorsichtig in den Laderaum des Transporters zu hieven. Insbesondere Konstantins Muskeln fallen mir auf. Er trägt ein zerschlissenes schwarzes T-Shirt, unter dessen Ärmeln sein Tattoo hervorlinst. Dort, auf den Oberarmen, beginnt es und erstreckt sich über die Schultern bis zum unteren Rücken, als wäre er ein Bilderbuch. Seine mittelblonden Haare sind zu einem Bun gebunden; ein Vollbart rahmt sein Gesicht. In einem Ohrläppchen steckt ein schwarzer Piercingknopf.

Als es geschafft ist, tritt Konstantin zurück und stellt sich zu mir, während sein Held die Sicherheitsgurte anbringt. Er verschränkt die Arme und wirft einen Blick auf seine Uhr.

»Gut, wir bringen das Teil jetzt zum Kunden«, sagt er. »Ich hol dich um zwanzig Uhr ab, wie immer. Passt das?«

Es ist ein Running Gag, den er macht, seit es mit uns vorbei ist.

»Zwanzig Uhr, wie immer«, gebe ich zurück.

»Prima. Zwei, drei Drinks im Zwille, und dann ab in die Kiste.«

»Erst ins Zwille, dann in die Kiste, wie immer.«

Er legt mir den Arm um die Schultern, zieht mich ein Stück an sich und drückt mir einen Kuss auf den Kopf. »Mensch, Juno! Jetzt gib dir nen Ruck. Du kannst nicht immer nur mit Möbeln abhängen.«

»Tue ich ja nicht. In einer halben Stunde hänge ich mit der Gruppe ab.«

»Das ist doch aber voll deprimierend, deren Geschichten und so. Kann ja zum Feierabend auch keinen Spaß machen.«

»Ich tue es nicht, um Spaß zu haben.«

»Das solltest du aber mal! Spaß haben. Also zwanzig Uhr?«

»Zwanzig Uhr.«

Konstantin öffnet die Fahrertür des Transporters und setzt sich hinters Lenkrad. Sein Held steigt auf der Beifahrerseite ein. Ich gehe zurück, schalte das Licht in der Werkstatt aus und schließe ab. Umgezogen bin ich schon, also nehme ich mein Rad und schiebe es auf die Straße. Konstantin drückt auf die Hupe, als er losfährt, und ich nicke ihm über die Schulter zu, während ich die schweren Flügel des Tors zuklappe. Miriam, die mit ihrem Mann und ihren Kindern nur ein paar Straßen weiter wohnt, kommt angedüst. Sie bremst ab und lässt ihr Rad langsam weiterrollen, damit ich aufsteigen und zu ihr aufschließen kann.

»Konstantin, hm?«, sagt sie mit einem Schmunzeln.

Ich hocke mich auf den Sattel und trete in die Pedale. »Er hat den Tisch abgeholt.«

Wir radeln über das Kopfsteinpflaster der Straßen von Connewitz, dem vermeintlich krawalligen und unangepassten Stadtteil von Leipzig, vorbei an Bioläden, Kultkneipen und Gebäuden, an denen sich Graffitikünstler verewigt haben. Das Licht der Abendsonne liegt auf den Fassaden. Aus einem geöffneten Fenster schwebt eine von einem Cello erzeugte sanfte Melodie. Miriams fuchsroter Zopf wippt hin und her, während sie tritt; ihr gestreiftes Blusenkleid flattert im Fahrtwind.

Es ist Juni, mein Lieblingsmonat. Das nicht unbedingt, weil ich im Juni geboren bin – vor einer Woche, am dritten Juni, bin ich sechszwanzig geworden. Ich mag den Juni, weil er der Start in die für mich schönste Jahreszeit ist. Der Sommer läuft sich gerade warm.

Nach einigen hundert Metern fahren wir über die große

Kreuzung und auf die KarLi – so nennen die Leipziger die Karl-Liebknecht-Straße. Wind raschelt durch die jungen Blätter der Bäume an den Straßenrändern. Spätis und Geschäfte sind in den Erdgeschossen der vier oder fünf Etagen zählenden Altbauten. Aus den Cafés und Kneipen dringt Musik.

»Ich verstehe dich nicht«, ruft Miriam über die Schulter.
»Konstantin ist ein Prachtkerl, innerlich wie äußerlich.«

»Und irgendeine Prachtfrau wird sich ihn früher oder später angeln.«

»Ihr wart so ein hübsches Paar.«

»Wir waren nie ein Paar.«

Sie stöhnt genervt. »Nenn es, wie du willst. In jedem Fall habt ihr nebeneinander sehr gut ausgesehen. Und das tut ihr immer noch.«

Und das war einfach nicht genug. Auch der grandiose Sex war nicht genug. Dass der irgendwann passieren würde, war fast klar. Nach all den Jahren hat Konstantin einfach einmal zu oft ein Möbelstück in meine Werkstatt geschleppt und dabei ausgesehen, wie er nun einmal aussieht. Zyklusbedingt anfällig, bin ich an Ort und Stelle über ihn hergefallen, und er hatte nichts dagegen. Auch nicht gegen diverse Wiederholungen. Auch nicht gegen gemeinsame Unternehmungen. Ganz generell hatte er auch gar nichts gegen die Art der Beziehung, die wir entwickelten, etwas, das mehr als eine Affäre, aber weniger als eine Partnerschaft war. Eine Emodulie, wie ich es nenne. Doch mehr konnte daraus nicht werden, denn wir haben nie mehr als freundschaftliche Gefühle füreinander gehabt. Und, ganz ehrlich gesagt, ist er mir manches Mal auch auf den Wecker gegangen, und dann habe ich mir gewünscht, ohne ihn zu sein.

»Er hat zwei Handys, und ständig klingelt, summt oder pfeift eins davon«, antworte ich Miriam. »Er redet mit zwei künstlichen Intelligenzen namens Siri und Alexa, und sein Wohnzimmer ist abwechselnd Kino und Wacken Open Air.«

Miriam lacht. »Das kann nicht dein Ernst sein. Nicht deswegen.«

»Er verbringt ganze Abende mit Rennspielen und sitzt dabei in einem Gestell, das ein halbes Auto ist, mit Sitz, Pedalen, Lenkrad und so weiter.«

Miriam legt den Kopf zurück und lacht lauter.

»Ganz davon abgesehen will ich nicht riskieren, meinen Möbelchauffeur zu verlieren, nachdem wir es mit einer Beziehung versucht und unüberwindbare Differenzen festgestellt haben.«

»Die Differenzen müssen nicht jedes Mal unüberwindbar sein.«

Ich will es nicht diskutieren. Nicht schon wieder. Also wechsele ich das Thema. »Sind die Kids schon im Bett?«

Miriam schüttelt den Kopf. »Nicht bei dem Wetter. Beim Abendessen waren sie kaum am Tisch zu halten, und bis eben haben sie noch im Garten gespielt. André stellt Theo gerade unter die Dusche. Luise und Emma sind danach dran.« Sie kichert. »Die beiden sehen aus, als hätten sie eine Runde schlammgewrestelt.«

»Dann hat André ja noch gut zu tun.«

»Ach, kleine Herausforderungen am Abend schaden nicht. Dann schläft er vielleicht schon, wenn ich nach Hause komme.«

Ich radele an Miriams Seite. »Was denn, möchtest du wirklich kein viertes Kind?«

Sie prustet gespielt empört. Ihre Familienplanung hat sie nach Emmas Geburt vor einem Jahr für beendet erklärt. Die beiden anderen, Theo und Luise, sind vier und zwei Jahre älter. An den beliebten Zweijahrestakt des Fortpflanzungsakts haben Miriam und ihr Mann André sich konsequent gehalten.

Miriam und ich haben uns vor zehn Jahren im Wartezimmer der psychologischen Praxis kennengelernt, wo wir an jedem Montag um kurz vor achtzehn Uhr saßen, bis wir jeweils zu

unseren Psychologinnen gerufen wurden, um uns die Augen aus dem Kopf zu heulen und in den Ratschlägen irgendeinen Trost zu suchen. Als wir an einem dieser Montage, fünfzig Minuten später, beide mit rotgeweinten Augen das Treppenhaus hinabeilten und unten mit zittrigen Händen versuchten, die Schlösser unserer Fahrräder zu öffnen, was weder mir noch ihr gelingen wollte, mussten wir plötzlich lachen und kamen ins Gespräch. Auf dem Heimweg, der sich als der gleiche herausstellte, hielten wir am Café Puschkin, an dem wir jetzt wieder vorbeiradeln und einen Blick tauschen.

»Noch eine Gurkenlimo nachher?«, fragt Miriam.

»Vielleicht«, gebe ich zurück. »Oder ein Moscow Mule. Da ist auch Gurke drin.«

Das Puschkin ist der Ort, an dem alles begann. Wir saßen am letzten Tisch hinten am Fenster und quasselten, bis uns der Kellner darauf aufmerksam machte, dass das Café schon seit einer Stunde geschlossen hatte und er nun wirklich gern ins Bett wollte. Miriam und ich hatten die Zeit vergessen, weil uns klar geworden war, dass wir beide aus dem gleichen Grund auf psychologische Hilfe angewiesen waren. Ihr war etwas Ähnliches geschehen wie mir, und sie hatte mit den Folgen, dem tiefen Einschnitt in ihr Leben, ähnlich hart zu kämpfen. Wir wurden Stammgäste im Puschkin, und der Kellner bat uns später noch einige Male, endlich den Heimweg anzutreten. Es war André, der dort damals neben dem Lehramtstudium jobbte. Im Puschkin entstand schließlich auch die Idee zu dem Verein, den Miriam und ich gründeten, um Menschen, die unsere Erfahrungen gemacht hatten, eine in der Stadt fehlende Auflaufstelle zu bieten. Durch unsere Gespräche hatten wir verstanden, dass der Austausch auf Augenhöhe eine wertvolle Ergänzung zur psychologischen Betreuung ist. Es stärkt die Erkenntnis, dass man nicht allein und schon gar nicht selbst schuld ist, und hilft dabei, sein Leben wieder in die Spur zu bringen.

Unser Verein, NeMo Leipzig – Nein zu Mobbing, ist im Erdgeschoss eines Altbaus im Musikviertel zu Hause. Als gemütlicher Hafen für Betroffene – vor allem von Cybermobbing – besteht er seit inzwischen sechs Jahren und finanziert sich über Mitgliedsbeiträge, Spenden und Fördergelder der Krankenkassen. Zu Beginn boten Miriam und ich nur die Montagstreffen an, zu denen gerade einmal zwei Leute regelmäßig kamen. Nach einem Jahr waren es aber schon acht, nach zweien vierzehn. Als die Zahl der Teilnehmer die dreißig überstieg, legten wir den Donnerstagabend als zweiten Termin fest. Seit Emma auf der Welt ist, moderiere ich die Donnerstagstreffen allein.

Miriam und ich erreichen das Gebäude und schließen die Räder davor ab. Im Hausflur sind wir leise, um das Mantra-Singen im Yogastudio, mit dem sich unser Verein das Erdgeschoss teilt, nicht zu stören. In der Küche bereiten wir Tee zu, stellen Wasser und Gläser bereit. Dann trudeln die Ersten ein und setzen sich in den Stuhlkreis im Hauptraum. In beiden Gesprächsrunden sind die Frauen in der Überzahl; nur fünf Männer sind unter den Teilnehmern. Unsere Jüngste ist siebzehn, der Älteste siebenundvierzig. Mein Blick fliegt immer wieder zur Tür in der Hoffnung, dass Leni wiederkommt. Sie war erst an zwei Montagen bei uns, hat bisher aber nicht sprechen wollen. Wir wissen so gut wie nichts von ihr, nur, dass sie siebzehn ist und die elfte Klasse eines Gymnasiums besucht.

Kurz nach neunzehn Uhr will ich beginnen, da öffnet sich die Tür, und Leni schleicht herein. Mit eingezogenem Kopf huscht sie zu einem freien Stuhl mir gegenüber und schickt zuerst mir, dann Miriam ein scheues Lächeln.

»Schön, dich zu sehen, Leni«, sage ich. »Wie geht es dir?«

Sie zuckt mit den Schultern, senkt den Kopf und beginnt mit dem Knie zu wippen. Ich warte, aber sie antwortet nicht, schaut auch nicht auf, also wende ich mich an die ganze Runde.

»Wer möchte den Anfang machen?«

Dass niemand reagiert, ist normal. Die einen haben nichts Neues zu berichten, während andere im Chaos ihrer Gedanken noch keinen Anfang finden. Meist braucht es die persönliche Schilderung einer anderen Person als Aufhänger, und weil das so ist, erzählen Miriam oder ich manchmal einfach von uns selbst. Miriam will gerade beginnen, da meldet sich Leni zu Wort.

»Ich würde«, sagt sie leise und als wäre sie sich eigentlich nicht sicher oder hätte Angst davor.

Ich sehe sie an. »Das ist schön, Leni, vielen Dank.«

Ihr Knie wippt weiter, doch immerhin erwidert sie jetzt meinen Blick. Sie öffnet den Mund, presst die Lippen dann aber wieder zusammen.

»Denk nicht viel nach«, ermutige ich sie. »Es ist egal, wo du beginnst oder wie du etwas sagst. Sag einfach, was dir als Erstes einfällt.«

Sie beginnt zu weinen. In fahrigem Bewegungen wischt sie sich mit dem Handrücken Tränen von den Wangen. »Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll«, schluchzt sie dann. »Am liebsten möchte ich verschwinden, einfach vom Erdboden verschluckt werden und nicht mehr da sein.«

Mein Herz scheint sich umzukrempeln, denn ich kenne diesen Wunsch nur zu gut.

Elke, eine Boutique-Besitzerin Anfang vierzig, die seit einem Jahr zu uns kommt, sitzt neben Leni. Spontan reicht sie ihr die Hand. Nach einem Zögern nimmt Leni sie und wischt sich mit der freien Hand Tränen weg. Dann sammelt sie sich und spricht weiter.

Wir erfahren, dass Leni vor einem Jahr mit ihrer Familie aus Kassel hergezogen ist. An der Schule fand sie zuerst keinen Anschluss, freundete sich dann aber mit einem Mädchen an, das sie von heute auf morgen zu ihrer besten Freundin erklärte. Einige Zeit war Leni glücklich, doch nach einer Weile stellte die

Freundin Forderungen. Sie wollte die Hausaufgaben erledigt haben, Alibis für ihre Eltern und Geld. Zum Schluss wollte sie mit Lenis älterem Bruder verkuppelt werden. Als daraus nichts wurde, wendete sich das Blatt. In der Schule behauptete das Mädchen, Leni hätte schlecht über sie geredet, woraufhin sie von ihren Mitschülern links liegen gelassen wurde. Zeitgleich trudelten in den sozialen Netzwerken die ersten Kommentare ein, die Leni eine inzestuöse Beziehung zu ihrem Bruder unterstellten. Wenig später starteten etwa zwanzig Mädchen ihrer Schule eine nächtliche Mobbing-Tirade, indem sie Leni auf Instagram taggten, beschimpften und über sie herzogen. Anschließend blockierten sie sie in allen sozialen Netzwerken, setzten die geposteten Attacken in Wort- und Bildform aber fort. Leni erlitt einen Zusammenbruch, war einige Wochen in einer Klinik, wechselte die Schule zu Beginn des Sommerhalbjahrs ein weiteres Mal und wird psychologisch betreut.

»In dieser Nacht, da hatte ich Screenshots gemacht«, erzählt sie uns. »Damit habe ich mich an den Vertrauenslehrer gewandt, aber der hat nichts unternommen. Absolut gar nichts.«

»Und deine Eltern?«, hake ich nach. »Andere Lehrer, deine Kursleiterin zum Beispiel?«

»Meine Eltern haben die Polizei eingeschaltet. Die hat mit meiner ehemaligen Freundin und ein paar anderen geredet, aber ich war trotzdem raus. Ich habe alles verloren.«

»Was denn? Ein paar wertlose Freunde, von denen mehr als die Hälfte nur virtuell existiert? Hättest du die etwa behalten wollen?«

Leni atmet durch und schüttelt den Kopf.

»Viele von uns waren nicht so mutig wie du«, sage ich ihr. »Du hast es nicht hingenommen und dich verkrochen, sondern dir sofort Hilfe gesucht. Du hast den Täterinnen gezeigt, dass man so nicht mit dir umspringt, dass du dir das nicht gefallen lässt. Dass du kein Opfer bist. Es zeigt, wie stark du bist.«

»Ich fühle mich alles andere als stark«, schluchzt sie wieder. »Ständig denke ich zurück. Hätte ich damals anders reagiert, wäre das alles nicht passiert.«

»Nein, Leni«, widerspreche ich sanft. »Du hast es nicht begonnen, und du hättest es nicht stoppen können. Nichts von dem, was passiert ist, ist deine Schuld.«

»Diesen Gedanken musst du als Erstes loswerden«, klinkt sich Miriam ein. »Dir ist das jetzt noch nicht klar, aber du bist schon wieder auf dem Weg nach oben.«

Leni schnaubt.

»Siehst du das anders?«, fragt Miriam.

»Es ist schrecklich an der neuen Schule. Ich bin halt wieder allein. Zum Glück ist es nur noch eine Woche, und dann sind Ferien.«

»Ich weiß, wie es sich anfühlt, fremd zu sein und nicht dazugehören«, erzähle ich ihr. »Als ich nach Leipzig gezogen bin, fühlte ich mich auch verloren, habe aber mit der Zeit gelernt, dass es okay ist, manchmal allein zu sein. Es verging eine Weile, doch dann habe ich neue Leute kennengelernt, die zu Freunden wurden und ...«

»Das will ich aber gar nicht«, fällt sie mir ins Wort. »Ich will keine neuen Freunde. Ich weiß nicht, wem ich noch vertrauen kann. Außerdem habe ich keinen Bock auf blöde Fragen, warum ich nicht auf Instagram oder TikTok bin.«

»Braucht es einen Grund? Kannst du's nicht ganz einfach nicht sein?«

Leni runzelt die Stirn und starrt vor sich hin, als käme es nicht infrage, keinen Grund zu haben. Als würden das Menschen wie Miriam und ich halt nicht verstehen, weil wir eine andere Generation sind.

»Vielleicht könntest du Zeit mit alten Freunden verbringen?«, überlegt Elke. »Mit Menschen, die dich gut kennen. Das hat mir persönlich geholfen.«

»Die sind in Kassel und nicht hier, in dieser bekackten Stadt.«

»Ich fand es auch echt hart, von meinen Freunden wegzuziehen«, sagt Patrick, ein Medizinstudent, der sogenannten Happy Slapping erlebt hat. Vor laufender Kamera wurde er von Kommilitonen verprügelt. »Sie haben mir total gefehlt, erst recht, als ich hier meine Erfahrungen machen musste. Um mich nicht so isoliert zu fühlen, habe ich meine alten Buddys damals oft online getroffen. Das war nicht dasselbe, hat mir aber trotzdem gutgetan.« Er schaut in die Runde. »Und natürlich die Treffen hier.«

Elke stimmt ihm zu. »Die Gruppe ist wirklich toll, Leni. Zu verstehen, dass meine Gefühle sein dürfen, wie sie gerade sind, hat mir jede Menge Druck von der Seele genommen. Nach und nach wurde mein Kopf klarer. Ich konnte in meinem Inneren aufräumen, um wieder einen Weg für mich zu sehen, eine Alternative auch, falls ich eine Alternative brauche.«

»Danke für eure lieben Worte«, sagt Miriam an Elke und Patrick gewandt.

»Die bedeuten uns wirklich viel«, hänge ich an und beziehe die ganze Runde ein. »Wisst ihr, damit wird deutlich, wie stark wir gemeinsam sind, auch wenn jeder von uns sein eigenes Päckchen zu tragen hat.«

Als die zustimmenden Worte aller verklungen sind, wende ich mich wieder an Leni. »Möchtest du noch andere Gedanken mit uns teilen?«

»Ich bin fertig«, brummt sie. »Hab nichts weiter zu erzählen.«

»Okay, dann danke ich dir, dass du uns deine Geschichte anvertraut hast.«

Sie nickt und wischt sich ein paar letzte Tränen von den Wangen. Ihr scheint bewusst zu werden, dass sie Elkes Hand noch hält. Mit einem scheuen Lächeln zu Elke hin macht sie sich los.

»Gerade ist es noch sehr schwer«, sagt Miriam abschließend. »Aber es wird leichter. Wir alle hier helfen dir auf diesem Weg. Betrachte uns als das Sprungpolster, auf dem du weich landest, nachdem du gestolpert und einige Meter in die Tiefe gestürzt bist. Wir fangen deinen Sturz auf, federn ihn ab und helfen dir, dich wieder auf beide Füße zu stellen.«

Als Elke übernimmt und von ihrer Woche erzählt, wollen sich meine Gedanken immer wieder verselbstständigen. Nicht zum ersten Mal frage ich mich, was unsere Gesellschaft so aggressiv macht und wie so viel Hass wachsen und blühen kann. Alle betonen, wie sozial und tolerant sie sind, doch in Wirklichkeit denken die meisten in erster Linie an sich selbst, an den eigenen Vorteil, den eigenen Spaß. Und die Toleranzgrenze hört genau da auf, wo die eigene Meinung und das eigene Zentrum der Aufmerksamkeit beginnen.

Richtige Gemeinschaften scheint es immer weniger zu geben. Und nein, Facebook- und Gaming-Gruppen halte ich nicht für ernstzunehmende Gemeinschaften. Wir feiern den Individualismus, die Möglichkeiten und Freiheiten des digitalen Zeitalters und sehen nicht, dass wir uns Jahr um Jahr zwar immer mehr digital vereinen, in der echten Welt aber zunehmend vereinsamen. Unsere Empathie verkümmert wie eine ignorierte Lilie. Fehler werden nicht mehr verziehen. Freundschaften werden immer oberflächlicher und eskalieren in Social-Media-Fights, wenn eine Meinung nicht passt oder ein neuer Freund gefunden wird. Ecken, Kanten und Macken sind nicht mehr Teil eines authentischen Wesens, sondern Gründe zum Ghosten, Benchen, Gaslighten und anderen fiesen Dating-Verhalten, deren Taktiken Miriam und ich hier allmählich verstanden haben.

Mein Blick gleitet über die Gesichter der zwanzig Menschen, die bei mir und Miriam im Kreis sitzen. Bei einigen sehe ich Verzweiflung, bei anderen Wut, bei manchen rein gar

nichts. Viele sind einfach nur da, in diesem Raum, in dieser Stadt, auf dieser Welt. Sie gehören nirgendwohin, außer hierher, für eine begrenzte Zeit, und das auch nur, weil sie keinen anderen Weg mehr gesehen haben.